

Essay zu Schizophrenie in Literatur und Film

Dreimal Popcorn, bitte!

von Laura Jil Beyer

American Psycho, A Beautiful Mind, Das weiße Rauschen - drei Filme, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Aber eines ist ihnen gemein: Die jeweilige Hauptperson hat eine psychische Störung.

Patrick Bateman ist erfolgreich, hat demzufolge Geld und Frauen - und einen Knall. Er ist die Hauptperson in Mary Harrons filmischer Adaption des Romans "American Psycho" von Bret Easton Ellis aus dem Jahr 2000. Übertriebener, neurotischer Körperkult, Neid auf seine Yuppie-Mitstreiter, durch Sex kaschierte Selbstzweifel und ein leichter Hang zu blutigen Intermezzi jedweder Art: Patrick Bateman kann sich eigentlich nicht über zu wenig Abwechslung beklagen.

Dass es nicht auf eine stabile psychische Konstitution hinweist, leichtbekleidete Mädchen im Treppenhaus mit einer laufenden Kettensäge zu bewerfen oder abgetrennte Köpfe im Kühlschrank aufzubewahren - geschenkt. Aber: Schizophrenie? Allenfalls möchte man Patrick Bateman auf den ersten Blick eine dissoziative Persönlichkeitsstörung zuschreiben: Morden bei Nacht, Geschäftsmann bei Tag. Aber liegt zwischen dem nächtlichen Treiben und dem Verhalten am Tage tatsächlich so ein großer Unterschied? Nein. Denn auch tagsüber würde man eher ungern Mr. Batemans Gesellschaft genießen - nett geht anders.

Was also hat "American Psycho" mit dem Thema Schizophrenie zu tun? Nun, am Ende des Films ruft ein geständiger Bateman seinen Anwalt an - welcher ihn und seine Mordserie nicht ernst nimmt. Und man beginnt sich

zu fragen, wie in aller Welt Bateman bis dato ungeschoren und unentdeckt davonkommen konnte mit seinen blutigen Exzessen. Sogar seinem oberflächlichen, nur am eigenen Vorteil interessierten und somit relativ schmerzlosen sozialen Umfeld hätte doch irgendetwas auffallen müssen? Wie können die Spuren eines Massakers einfach so aus einer Wohnung verschwinden? Und seit wann sagt ein Bankautomat "FEED ME THE CAT"? Langsam wird klar: Hier stimmt etwas nicht. Existieren die ganzen grausamen Morde also nur in Batemans Wahnvorstellungen? Der Film lässt diese Frage offen, zu keinem Zeitpunkt wird Patrick Bateman eindeutig als schizophren klassifiziert. Um eine eindeutige Diagnose oder den Umgang mit einer psychischen Erkrankung geht es "American Psycho" aber auch gar nicht: Das hier ist "nur" eine bitterbösen Gesellschaftssatire. Aber eine verdammt unterhaltsame.

John Forbes Nash hingegen ist ein zurückhaltendes Zahlengenie ohne übergroßes Interesse an gesellschaftlichem Standing, mit Patrick Bateman teilt er lediglich die Eigenschaft des "nicht-verlieren-könnens". Er ist der Protagonist des Films "A Beautiful Mind" von 2001. In diesem Film wird ab der Mitte klar, dass Nash schizophren ist - und dem Zuschauer suggeriert, dass Schizophrenie und Genie sehr nah beieinander liegen, wenn nicht sogar voneinander abhängig sind. Zwar können einige Szenen durchaus erschrecken und aufschrecken, die meiste Zeit über jedoch bleibt Nash ein kleiner, knuddeliger zerstreuter Professor zum Liebhaben. Natürlich ist es schockierend, dass jemand jahrelang unbemerkt mit einer unerkannten Krankheit, daraus resultierenden imaginären Freunden und einem erdachten Geheimauftrag leben kann. Natürlich leidet man mit Nash, wenn er in der Psychiatrie ans Bett gefesselt wird. Natürlich gönnt man ihm den Nobelpreis. Aber der Zuckerguss Hollywoods zerrt bisweilen mehr an den Nerven des Zuschauers als das Nashs Leben und erfolgreicher Umgang mit der Schizophrenie zu berühren wissen.

Auch wenn Nash sich seinen Mitmenschen gegenüber bisweilen kratzbürstig verhält, oft nicht die richtigen Worte findet und überreagiert ist er ein absoluter Sympathieträger - vielleicht sogar gerade deshalb. Wirklich gefährlich wirkt er ob seiner psychischen Erkrankung zu keinem Zeitpunkt, sogar als ihm seine drei imaginären "Sidekicks" (William Parcher, der Agent des Verteidigungsministeriums, sein früherer Zimmergenosse Charles und dessen kleine Nichte) raten, seine Frau umzubringen, traut man ihm kaum zu, eine Ameise mit einer Zeitung zu erschlagen.

Auf diese Weise kann der geschönte Blick auf einen an Schizophrenie erkrankten sogar etwas Gutes tun: Nämlich Verständnis wecken, Berührungsängste nehmen, Hoffnung geben - und vielleicht den einen oder anderen Zuschauer der "Middle of the Road"-Fraktion mit dem Gefühl aus dem Kino entlassen, wieder ein Stückchen toleranter geworden zu sein.

Lukas ist anders als Bateman und Nash. Lukas ist jung, aber nicht sonderlich erfolgreich, sympathisch, aber kein Genie - dafür aber derjenige, um den sich "Das weiße Rauschen" dreht. "Das weiße Rauschen" (2001) ist die Abschlussarbeit von Hans Weingartner an der Kunsthochschule für Medien Köln und schon allein deshalb unterscheidet sich der Film deutlich von "American Psycho" und "A Beautiful Mind". Hier gibt es wenig Beschönigendes, auch wenn manche Einstellungen und Bildkompositionen durchaus ihren ästhetischen Reiz haben. "Lebensnah" nennt man das wohl. Ein ganz normaler Junge, am Beginn des Studiums, bleibt auf Pilzen hängen und es passiert das, was sich schon vorher leise ankündigte: Er beginnt, Stimmen zu hören.

"Das weiße Rauschen" zeigt stärker als "A Beautiful Mind" die Schwierigkeiten auf, mit Schizophrenie umzugehen, hier schwebt nicht die

ganze Zeit ein "Alles wird gut"-Banner über den Akteuren. Und dennoch kommt auch dieser Film nicht ohne die gängigen Klischees aus: Schizophrene sind aggressiv. Schizophrene wollen sich andauernd umbringen. Schizophrene sind paranoid. Schizophrene haben Probleme mit zwischenmenschlicher Kommunikation. Schizophrene sind ... komisch. Natürlich ist Lukas nicht ganz normal. Aber was ist schon normal?

Die Stärke des Films liegt darin, einen "Jungen von nebenan" zum Protagonisten zu haben und den Zuschauer per Handkamera ganz nah an ihn und seine Gedanken heranzulassen, ihn von Beginn an miterleben zu lassen, wie Lukas' psychische Störung sich entwickelt.

Man hängt nicht auf eine perverse Art und Weise fasziniert an seinen Lippen wie man es bei Patrick Bateman tut, man will ihn nicht knuddeln und ihm über den Kopf streicheln, wie man es bei John Forbes Nash möchte. Lukas hat Ecken und Kanten wie jedermann, ist nicht immer besonders liebenswert - aber er weiß dennoch zu fesseln.

Dass nun ausgerechnet Leute, die durchaus mit dem Begriff "Schizophrenie" etwas anfangen können, nach Vorführung dieses Films ein schlechteres Bild von psychisch Kranken haben sollen als zuvor - das erstaunt. Klar, Lukas ist kein einfacher Mensch. Das ist aber niemand. Und es hat niemand garantiert, dass das Leben nur einen bunten Strauß Zuckerbonbons bereithält. Lukas ist nicht erschreckend, verstörend oder gefährlich. Er ist nur anders.